

Umschau

DIOZESANGE BETBUCH IN NEUER GESTALT

Das Gebetsleben des Christen wird zu einem Teil immer das persönliche Anliegen jedes einzelnen bleiben; zu einem bedeutenden Teil aber ist das Gebet, entsprechend der Gemeinschaftsnatur des Menschen, auch ein gemeinsames und dadurch notwendig ein geformtes und genormtes. Vor allem für die „Hochform“ ihres Gottesdienstes, das Meßopfer, hat die Kirche die heute gültige Gestaltung niedergelegt im Römischen Meßbuch; das Stundengebet ihrer Priester hat seine derzeit geltende Fassung im Römischen Brevier gefunden. Diese „offiziellen“ Gebetbücher der Kirche, um nur die beiden wichtigsten zu nennen, sind seit Jahrzehnten auch weithin in den Besitz der Gläubigen übergegangen. Es wird aber immer nur eine besonders interessierte Schicht sein, die sich ihrer in größerem Ausmaß bedienen will und kann; andere Bücher, die für den Gemeinschaftsgottesdienst weiterer Kreise bestimmt sind, werden dadurch nicht überflüssig. Darum behält das Gebet- und Gesangbuch einer jeden Diözese seine große, nicht zu überschätzende Bedeutung.

Nun ist begreiflicherweise seit Jahren immer mehr der Wunsch wach geworden, daß sich auch diese Bücher, bei all ihrer Eigenständigkeit und eigenen Aufgabe, mehr und mehr nach jenen offiziellen kirchlichen Büchern für den Gemeinschaftsgottesdienst ausrichten sollen. Denn der Gläubige, der Missale und Diözesangebetsbuch nebeneinander benützt, darf nicht das Gefühl bekommen, daß er sich dabei abwechselnd auf zwei verschiedenen Ebenen bewegt, die sich nie berühren; die beiden Bücher sollen einander ergänzen und, um eine Rangordnung zu bezeichnen: das Diözesangebetsbuch soll auf das Missale hin erziehen, soll dessen Gebrauch leichter und verständlicher machen. Alle jene Diözesen, die seit der liturgischen Erneuerung Pius' X. ihre Gebet- und Gesangbücher neu aufgelegt haben, sind sich dieser Aufgabe bewußt geworden. Doch hat man den Eindruck, als ob sie sich im allgemeinen darauf beschränkten, eine oder mehrere Gemeinschaftsmessen einzufügen, die Sprache etwas zu „entstauben“ und bei den Andachten durch weitgehende Aufteilung zwischen Vorbeter und Volk auch dem Volk seinen Anteil am gemeinsamen Gebet zu si-

chern. Es hat darum einige Beachtung gefunden, daß die Diözese Innsbruck-Feldkirch bei der Neuherausgabe ihres Gebet- und Gesangbuches weit über diese Einzelversuche hinausging und eine Fassung bietet, die von berufenen Beurteilern als ein neuer Typ angesprochen wird. (Das Buch, in Feldkirch verlegt, trägt seit 1926 den Titel „Gotteslob“ — nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Neuausgabe der vereinigten Düsseldorfer Büchlein „Kirchengebet“ und „Kirchenlied“, die 1942 im Christophorusverlag erschienen ist.)

Das Werk will bewußter und zielstrebigere als bisher das gesamte Glaubensgut in Gebetsform dem Volke vermitteln. Darum folgt sein Aufbau dem Kirchenjahr; in ihm soll ja der Gläubige die ganze Heilsgeschichte, die Erscheinung des Gottessohnes im Fleische und sein Erlöserwirken in jährlicher Wiederkehr miterleben. In diesem Rahmen war es am leichtesten möglich, eine der Hauptaufgaben des Werkes zu verwirklichen, die das Vorwort „Herausstellung der zentralen Heilswahrheiten“ nennt. Wenn man immer wieder wahrnimmt, wie da und dort im Bewußtsein der Gläubigen etwa der Portiunkulaablaß eine bedeutendere Stellung einnimmt als die Feier des Ostergeheimnisses, so begreift man die Wichtigkeit dieser Aufgabe: nämlich allen Gläubigen wieder zu lebendigem Bewußtsein zu verhelfen, was in unserem Christenglauben und Christenleben Wurzel und Stamm, was Zweige und Verästelungen sind. Darum ist mit möglicher Folgerichtigkeit alles nach den Grundgeheimnissen unserer Erlösung ausgerichtet und organisch ins Kirchenjahr eingebaut. Dabei wurde der Versuch gemacht, auch jenem Gebiet des Kirchenjahres, das sich sonst für die Volksfrömmigkeit nur als dürres Erdreich darstellt, reichere Frucht zu entlocken, nämlich der Zeit vom Herz-Jesu-Fest bis zum Advent. Die Liturgie vom 4. bis 17. Sonntag nach Pfingsten bringt ja in mancherlei Gestalt den Gedanken des „Wachstums“ zum Ausdruck; so ist es nicht Willkür, sondern wahre Sinnerfüllung, wenn gerade in dieser Zeit, die auch mit der natürlichen Sommerreife zusammenfällt, der Gedanke vom „Wachsenden Gottesreich“ in Familie, Kirche, Priestertum, Weltmission seinen Platz findet. Vom 18. Sonntag nach Pfingsten an wendet sich dann die Liturgie

ihrer Ausgangspunkt oder vielmehr ihrer Vollendung zu: immer deutlicher tritt der Gedanke der Heimkehr in den Vordergrund, so daß man auch liturgisch von einer Herbstzeit sprechen kann, die Herz und Sinn hinlenkt auf die jenseitige Ernte der Vollendeten, der Heiligen, und so uns alle vorbereitet auf die große Wiederkunft des Herrn.

Ebenso übersichtlich wie der Gesamtaufriß ist der Einzelaufbau jedes Teiles. An der Spitze stehen jeweils die sogenannten „Meßlieder“. Es sind dies nicht die bekannten gleichbleibenden Meßgesänge, die dem „Ordnarium“ entsprechen und ihren Platz im Meßteil haben, sondern solche Lieder aus dem betreffenden Jahreskreis, die sich ihrem Gehalt nach am ehesten zum Einbau an Stelle der wechselnden Teile in der Messe eignen, also als „Propriumsgesänge“ dienen. Durch sorgfältige Auswahl für diese Gruppe soll der Verwendung anderer, textlich weniger geeigneter Lieder bei der Meßfeier vorgebeugt werden. Solche Lieder zweiter Wahl werden mehr der Volksandacht oder dem häuslichen Singen zugewiesen. Zu den Meßliedern zählen auch die hier erstmals vorgelegten Wechselgesänge. Sie teilen dem Volk immer nur einen kurzen, leicht auswendig zu merkenden Kehrreim zu, während der Hauptteil des Liedes von einer Sängerguppe vorgetragen wird; darum sind sie besonders geeignet für die Zeit von Opfergang und Kommunionempfang der Gläubigen. Diese Wechselgesänge, die auch bei Andachten verwendbar sind, erfreuen sich bereits einer auffallend großen Beliebtheit.

Mit wenigen Ausnahmen ist für jeden Teil des Kirchenjahres eine deutsche Vesper vorgesehen. Sie soll nicht die lateinische Vesper dort verdrängen, wo sie an Hochfesten in feierlicher Form üblich und beliebt ist, sondern vor allem dem Volke in freier Nachgestaltung des kirchlichen Stundengebetes eine Gebetsform bieten, die zum größten Teil unmittelbar aus dem Schriftwort geschöpft ist. Freilich enthält nur ungefähr ein Viertel aller Psalmen einen Gebetstext, den der heutige Mensch noch unmittelbar, ohne besondere Erklärung durch Predigt oder Lesung, sich zu eigen machen kann. Diese Zahl genügt aber; außerdem wurde bei einigen nicht unmittelbar verständlichen Stellen versucht, durch die Übersetzung den christlichen Sinn, d. h. die neutestamentliche Erfüllung zu erschließen. Das „Capitulum“, die in der heutigen liturgischen Vesper sehr verkürzte Schriftlesung, ist als besinnlicher Ruhepunkt zwischen den Gesangsteilen ge-

dacht und sollte daher nach Möglichkeit wirklich ein „Kapitel“, wenigstens einen längeren Abschnitt der Hl. Schrift zu Gehör bringen.

Wird durch die deutschen Vespere dem Volk ein Anteil am kirchlichen Stundengebet vermittelt, so soll die Volksandacht eine Art gemeinsamer Betrachtung darstellen. In Anlehnung an die Stilgesetze kirchlichen Betens ist dabei dem Vorbeter und Vorleser die Hauptaufgabe zugeteilt, während das Volk vorwiegend nach Art der Litanei oder des Responsoriums wiederkehrende Antwortrufe übernimmt, die das Gehörte und Betrachtete vertiefen und zum Besitz machen wollen. Gerade bei diesen Volksandachten wurde danach gestrebt, die Texte nicht nur für das Auge lesbar, sondern vor allem für das Ohr hörbar, für den Mund sprechbar, für den inneren Menschen vollziehbar zu gestalten. Die Gebetbuchliteratur des vergangenen Jahrhunderts bietet ja warnende Beispiele genug, wie eine übersteigerte, schwülstige und dadurch im letzten unwahre Gebetssprache nur bewirkt, daß der Nichtdenkende zu leerem Geplapper, der Denkende aber zu innerer Ablehnung geführt wird. Bei allen Andachten sind die Lieder so eingebaut, daß ihr Sinngehalt und ihr Gebetscharakter mehr als bisher ins Bewußtsein gehoben werden.

Der Meßteil, als Höhepunkt des Gesamtaufbaues gedacht, führt, vom Einfachen und Volkstümlichen aufsteigend, bis zur höchsten Form, dem gemeinsam gefeierten Choralamt der Pfarrgemeinde. Nicht aufgenommen sind dabei Meßandachten, die nur eine Umschreibung des kirchlichen Meßtextes darstellen. Sicherlich wäre auch diese Art nicht unerwünscht, besonders dort, wo häufige, ja tägliche Meßfeier reichere Abwechslung nahelegt; sie wäre auch erzieherisch nicht ohne Bedeutung, weil sie im Rahmen einer einzelnen Messe zwar immer nur Teilgedanken der liturgischen Gebete bringt, diese aber betrachtend entfaltet. Doch schien gegen alle diese Gründe doch ausschlaggebend, daß der jugendliche und der erwachsene Gläubige immer mehr zum eigentlichen „Betenden mit der Kirche“, also in der Form des Römischen Meßbuchs, geführt werden soll.

Der Anhang „Kirche in der Familie“ ist zwar auf sehr engen Raum zusammengedrängt, aber durchaus keine Nebensächlichkeit. Hier wird der Versuch gemacht, die Formkraft der kirchlichen Liturgie auf das Leben zu übertragen. In mehrfachen Kreisen bringt er Anleitung zur „Weihe des Tages“, zur „Weihe der Woche“, zur „Weihe des

Jahres“, wobei Gebete und christliches Brauchtum auf das Leben anregend und befruchtend wirken sollen. Der Abschnitt „Weihe des Lebens“ will alle Ereignisse des Menschenlebens, Verlöbniß und Trauung, Geburt und Taufe, Familienfeste, Krankheit und Heimsuchung, Tod und Begräbnis in das Licht christlicher Auffassung und christlicher Sitte stellen.

Daß ein Buch solcher Art nicht beim ersten Erscheinen alle Wünsche erfüllt, ist unvermeidlich; so setzt es sich der Gefahr aus, neben lebhafter Zustimmung auch ebenso lebhaftes Ablehnung zu erfahren. Nicht übermäßig ernst zu nehmen sind dabei jene Stimmen, die aus Grundsatz, und noch weniger andere, die aus Bequemlichkeit immer nur das Alte, längst Erprobte gelten lassen wollen. Um so schwerer wiegt dagegen die Frage: Wo ist die Kirche, die Pfarrei, die diesen reichen, ja überreichen Inhalt im Lauf eines Jahres verwerten kann — wo überdies so vieles neu ist und eine Umstellung verlangt?

Aber muß denn alles im Laufe eines Jahres bewältigt werden? Das Buch ist für Jahrzehnte gedacht und bestimmt; außerdem gibt es eine solche Vielzahl der Verhältnisse in Stadt und Land, einen solchen Unterschied zwischen abgelegenen, mehr auf das Beharren eingestellten Gegenden und anderen, wo man lebendig aufgeschlossen den Anregungen der Zeit gegenübersteht, daß eine reiche Auswahl nur erwünscht sein kann. Gerade sie bietet auch die Möglichkeit zu einer Weiter- und Höherführung. Da drängt sich nun eine andere Frage auf: Ist das Ganze nicht zu „hoch“? Wird nicht zu viel vorausgesetzt? Können die Leute überhaupt verstehen, was in den Andachten niedergelegt ist? Zweifellos würde vieles unverstanden bleiben, wenn es ohne erklärendes und vertiefendes Wort des Priesters einfach „in Gebrauch genommen“ würde. Soll man es aber als eine Schwäche betrachten, daß dieses Buch noch manche erklärende Einführung verlangt? Kann man es nicht eher als einen Vorzug werten, daß hier ständig die Gelegenheit, ja Notwendigkeit gegeben ist zu einem engeren Ineinanderklingen von gepredigtem und gebetetem Wort? Freilich muß die Predigt dann schon den Mut finden, über seichte Randgewässer hinaus ins Weite, ins Tiefe vorzudringen. Aber ist das nicht eine der drängendsten Aufgaben der Seelsorge von heute, den Leuten wieder etwas zuzutrauen, nicht nur im Leisten, sondern auch im Aufnehmen, ihnen wirklich die „unausforscharen Reichtümer Christi“ zu

erschließen? Müssen wir nicht so manche Fehlentwicklung vergangener Jahre und Jahrzehnte darauf zurückführen, daß man nicht selten im Ton der Predigten wie der Gebetbücher geglaubt hat, die Gläubigen lebenslang wie Kinder behandeln und mit Kinderkost abspesen zu dürfen? Diese Einstellung hätte wahrhaftig nichts mit dem „Kindessinn“ zu tun, den der Herr von uns verlangt; sie stünde im Widerspruch mit Paulus, der dem Manne, dem erwachsenen Menschen andere Nahrung für zuträglich hält als dem Kind. Gewiß ist das vorliegende Buch, von einigen bewußt kindertümlichen Teilen abgesehen, ein ausgesprochenes Erwachsenenbuch, und zwar ein Buch für denkende Erwachsene; aber gerade darin möchten wir einen seiner größten Vorzüge erblicken.

Ein Punkt mag wohl mit Recht als anfechtbar bezeichnet werden, und das ist die Zusammenstellung des Liedgutes. Wer hier den Vorwurf mangelnder Einheitlichkeit erhebt, begeht sicher kein Unrecht. Freilich wäre es wünschenswert, daß man zugleich auch einen gangbaren Weg zur besseren Bewältigung der Schwierigkeiten zeigt. Denn es muß zunächst ein allzu harter Bruch mit der Vergangenheit vermieden werden, will man die Einführung des Buches nicht vor unüberwindliche Hindernisse stellen: es soll auch dort brauchbar sein, wo mangelndes Geschick oder besonders widrige Verhältnisse mit dem gebotenen Neuen vorläufig nichts anzufangen wissen. Darum sind rund vier Fünftel von den Liedern der vorhergehenden Auflage übernommen. Ferner ist bei Neueinführungen nicht weniger die Eigenart des alpenländischen Musikempfindens mit seiner Vorliebe für Dreiklangsmelodik und wenigstens „heimliche“ Zweistimmigkeit in Rechnung zu stellen als die Aufgeschlossenheit mancher Jugendkreise für die ganz anders gearteten Lieder des „Kirchenliedes“ mit ihrer frei schwebenden Melodik. Wer alles das gleichzeitig berücksichtigen will und muß, sieht sich schließlich vor eine Buntheit der Auswahl gestellt, die den zweifelhaften Vorzug genießt, einen „Gang durch alle Jahrhunderte“ darzustellen. Für den Liebhaber eines einheitlichen Stils bedeutet das eine schmerzliche Enttäuschung; aber schließlich ist es nicht bloß eine bequeme Ausrede, sondern eine Forderung der Wirklichkeit, daß ein solches Buch eben mehr leisten soll, als nur das ästhetische Wohlgefallen fein empfindender Kreise zu erwecken: es soll in Wahrheit dem Bedürfnissen der Praxis mit ihren vielge-

staltigen Anforderungen dienen. Und auch jede Erziehungs- und Aufbauarbeit darf sich um so mehr Erfolg versprechen, je mehr sie an Gegebenes, Gekonntes, Vertrautes anknüpfen kann. Kommende Jahre und Jahrzehnte werden sicher manches zur Klärung und Reife bringen, was heute noch umstritten ist, und werden so auch den Boden bereiten, daß bei einer späteren Neuaufgabe das Liedgut einheitlicher gestaltet werden kann.

Das Buch wurde ein „neuer Typ“ von Diözesangesangbüchern genannt. Gerade als solchem wird ihm vermutlich das Los zuteil werden, daß es früher überholt sein wird als andere; denn es wird manche Schicksale ausstehen haben, die jenen durch die hier gemachten Erfahrungen erspart bleiben werden. Aber dann hat es eben seinen Dienst für eine größere Sache als die einer Diözese erfüllt.

Georg Straßenberger S. J.

CÄSAR UND KLEOPATRA ODER DIE GRENZEN DER SPASSMACHEREI

Der Mann, der Bernard Shaw's „Cäsar und Kleopatra“ zum Stoff für einen Farbfilm wählte, hatte in verschiedener Hinsicht einen guten Einfall. Einmal hatte er sich die willkommene Gelegenheit bereitet, in prächtig bunten Bildern teuersten ägyptischen Königsprunk vorzuführen. Diese Art von Luxus ist ja exotisch genug, um für unsere Augen auch in dem grellen Licht des Farbfilms noch einigermaßen geschmackvoll zu bleiben. Und so war das Unternehmen seiner ergötzlichen Wirkung, wenn man nur an den Mitteln nicht sparte, von vornherein gewiß.

Das andere Verdienst des Films besteht darin, die Kunst Bernard Shaw's auf den Platz gerückt zu haben, auf den sie gehört.

Wenn man „Cäsar und Kleopatra“ im Buche liest, dann könnte man den Eindruck haben, dieses ungemein geistvolle Schauspiel sei für eine Aufführung im Theater schon „zu literarisch“, für einen Film aber sei es entschieden „zu hoch“, jedenfalls aber „zu schade“. Wenn man aber dann den Cäsar in knallroter Toga auf der Leinwand erblickt und Shaw'schen Esprit von sich geben hört, dann ist es, nachdem man das anfängliche Befremden überwunden hat, so etwas wie eine Entdeckung, festzustellen, daß die grobe Versinnlichung dem Dichter durchaus kein Unrecht zufügt, sondern ihm vielmehr auf das treffendste entspricht. Der Scherz, den Shaw mit allem treibt, verträgt

nicht nur die derbe Buntheit dieser Darstellung, sondern beide, der Shaw'sche Witz und die ungemischte Farbe, vereinen sich überaus passend zu dem Effekt einer handfesten Groteske. Shaw scheint wie eigens für den Farbfilm geschrieben zu haben. Wäre er immer auf diese Weise aufgeführt worden, man wäre wohl nie im Zweifel gewesen, wie Shaw einzuschätzen ist.

Es würde an sich Shaw nicht im geringsten zur Unehre gereichen, einer Filmgroteske den Text und die Einfälle zu liefern. Denn Komik und Phantastik so zu mischen, daß sich an ihrer Darbietung mit unabgetönten Mitteln auch ein anspruchsvoller Geschmack erfreuen kann, ist eine Leistung, deren sich niemand zu schämen braucht. Aber Shaw wurde höher eingeschätzt. Er galt für einen Propheten, der sich, um der Straffreiheit oder um der Selbstironie willen, des Narrenkleides bediente.

Es soll nun nicht behauptet werden, es bliebe ihm nach diesem Film nur mehr das Narrenkleid übrig. Aber den Propheten dürfte er ausgespielt haben. Dieser Film führt Shaw nicht nur auf seine eigentümlichste Wirkung hin, sondern er legt ihn auch darauf fest. Dadurch, daß sie sinnlich entfesselt wird, werden der Späßmacherei Shaw's ihre Grenzen gezogen. Sie gesteht selbst ein, daß sie nichts anderes ist als eben nur Späßmacherei.

Die Überlegenheit, die Cäsar von Shaw zugeteilt bekommt, wird hauptsächlich dadurch bestritten, daß der große Mann mit Hilfe listiger Tricks und indem er die Gegner durch verblüffende Paradoxe aus der Fassung bringt, immer und reibungslos der schwierigsten Lagen Herr wird. Beim Lesen könnte man sich von der Geistreichigkeit verführen lassen, es zu bewundern, wie Shaw durch solche unerwartete Wendungen und Umkehrungen die tiefstinnigsten Dinge über den Menschen aussagt. Wenn nun aber die Geistreichigkeiten Farbe bekennen müssen (sehr kräftige Farben in diesem Fall), dann stellt sich plötzlich heraus, daß diese Listen und Tricks in jedem Kriminalroman (und oft besser erfunden) vorkommen und daß die Paradoxe nur im Kino verblüffen. Jedermann wird es klar, daß dieser Cäsar mit dem wahren Cäsar so viel zu tun hat wie Sherlock Holmes mit einem Kriminalpolizisten. Hier wird Cäsar auf eine Weise interessant gemacht, als wäre er eine Erfindung von Karl May. Der Film nimmt Shaw's „Tiefsinn“ beim Wort, und siehe da, es zeigt sich, daß seine Aussagen zur Wirklichkeit dasselbe Verhältnis haben wie die